

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 129.

Berlin, Freitag den 27. Oktober

1843.

Frankreich.

Aus R. E. Desbner's Briefen an F. A. von Stagemann.

Wir theilen hier aus der in der vorigen Nummer unseres Blattes erwähnten Brieffammlung einige Fragmente mit, welche einzelne nicht unwichtige Züge zur Geschichte der Restaurations-Periode liefern. Zunächst aus dem J. 1818 einige Anekdoten, welche beweisen, daß schon damals die Familie Orleans in der öffentlichen Meinung ein Uebergewicht über den älteren Zweig der Bourbonen hatte:

„Paris, 22. Dezember 1819.

... „Seit einigen Tagen unterhält man sich viel von dem ältesten Sohne des Herzogs v. Orleans. Dieser Prinz ist zwischen 8 bis 9 Jahr. Er verspricht Geist. Neulich führte ihn die Herzogin zum Könige. Der König fand Vergnügen, ihn aus der französischen Geschichte zu examiniren. Der Prinz wußte alle Könige nach der Schnur herzusagen, bis auf einen — da stockte es, da wurde ihm das Gedächtniß ungetreu. Kein Zureden half, er konnte sich durchaus nicht besinnen. Zu Hause frug ihn die Mutter, wie das zugehe, da er sonst die Reihe der Könige von Frankreich so gut und genau wisse. „Ich hätte ihn wohl nennen können, ich wußte ihn recht wohl, allein ich fürchtete, der König möchte es übel nehmen, „c'est Louis le gros.“ Bei einer Soirée der Herzogin v. Orleans erschien ein fremder Offizier mit einer brochette (Bratpfanne) im Knopfloch, an der eine Menge Ordenskreuze hingen. Der junge Herzog v. Chartres kam zu dem Herrn Albert (Adjutant des Herzogs v. Orleans), um den sehr viele französische Militairs standen, und sagte „ich habe sie gezählt die Kreuze, il en a dix sept mais il n'a pas la boue.“ Und welches ist denn die? „la légion d'honneur.“ Anderer Beschaffenheit ist folgende Anekdote, welche aber, ich muß es bemerken, von den Ultraroyalisten ausgesprengt wird. Der Maire eines Orts hatte seine Gemeinde versammelt, um den Herzog v. Angoulême mit Jubel zu bewillkommen. Alt und Jung weigerte sich, zu schreien; man schüzte Heiserkeit vor. Wie weder Bitten noch Drohungen helfen, ruft der Maire: „Eh bien, mes amis, je vous promets que c'est pour la dernière fois.“ — „Vivent les Bourbons!“ ertönt es sogleich von einem Ende des Orts zum anderen.“

Im Jahre 1819 hatte der Graf, nachmalige Herzog, de Cazes und mit ihm die gemäßigte Fortschritts-Partei in der Gesinnung Ludwig's XVIII. entschieden gesiegt. Nachstehende Brieffragmente sind aus dieser Zeit:

„14. Mai 1819.

... „Mögen parteiische Schreiber ins Ausland berichten, was sie wollen, meines Erachtens sind die Actien der Ultraisten im Sinken. Hr. v. Talleyrand hat sich bei de Cazes zu den demüthigsten Kriechereien herabgelassen, aber es ist ihm nicht gelungen, den geschiedten Mann zu überköpfeln, das heißt für Ernennung eines Ministeriums zu gewinnen, in welchem Hr. v. Talleyrand ein Plätzchen bekommen hätte. Von den Talenten dieses alten Staatsmanns wird beinahe mit eben der Geringschätzung gesprochen als wie von seiner Rechtfertigung. Unbestritten bleiben ihm einige wichtige Gedanken, deren unvorsichtige Aeußerung aber seinen Absichten oft mehr schadet als nützt. Hr. de Cazes kann ihm unmöglich folgendes Wort vergessen: „Je dis que Mr. de Cazes est un polisson, et il n'est pas content.“ Zu den schlechten Rechnern, die sich aus Eitelkeit und in der Absicht, irgend ein Ministerium zu erschnappen, in die Partei der Ultraisten geworfen, wird Hr. Benoist gezählt. Er ist achtzehn Jahre lang erster Chef des Ministeriums des Innern gewesen. Während dieser Zeit hing die Ernennung der Präfekten, Unter-Präfekten u. s. w., so wie ihre Sicherheit, von seinem Einflusse ab. Da Mde. Benoist einen trefflichen Pinsel führt, so war es Eitelkeit geworden, daß jeder Präfekt sein Bildniß malen ließ bei Frau Benoist, oder es bestellte, und dafür hundert Louisd'or bezahlte. Die sich noch besser sehen wollten, verlangten auch das Portrait von Buonaparte. So wurde die Stelle des Mannes für die Gemahlin ergiebig. Vermuthlich hat sie ihm noch andere Sporteln abgeworfen. Als die Bourbonen zurückkamen, suchte Hr. Benoist, er ist Sohn eines Advokaten von Agen oder aus der Gegend, aller Welt einzureden, daß er ein alter Edelmann sey, der Revolution nie gedient, er, der achtzehn Jahr Chef au ministère de l'intérieur, und sich ihren ersten Ausbrüchen widersetzt habe. Er erzählte von einem Bauernaufstande, der durch seine Mitwirkung zerstreut wurde, und sagte: nous n'étions que soixante gentilshommes. Seine Lächerlichkeit hat ihre völlige Abrundung erhalten

durch das Wort einer Dame von Stande: pour un homme de rien, Mr. Benoist pense très bien.

„Mit dem grotesken Jagdzuge des Comte d'Artois werden allerlei Späße getrieben. Der Herzog von Orleans ist beliebter. Dieser Prinz benimmt sich mit Klugheit. Er hat die ihm angebotene Wache von königlichen Leibgarden ausgeschlagen und erklärt, daß ihm die der Nationalgarde vollkommen genüge. Der die Wache kommandirende Offizier, wer er sey, Kaufmann oder Professionist, wird jedesmal zu Tafel gezogen und kommt neben der Herzogin Königl. Hoheit zu sitzen. Dem Corps de garde bringt der Abend eine reichliche Schale Punsch.

... „Wie ich sehe, so habe ich hier noch Platz, Ihnen eine Anekdote zu erzählen, die aber authentischer ist als alle diejenigen, welche Sie in den Souvenirs von Lombard lesen. Sie gehört einer, glücklicherweise, verbliebenen Epoche an. Ich schöpfte sie vor kurzem aus einer guten Quelle, und sie war mir neu. Der Traité du Nord, den Buonaparte mit Dänemark abgeschlossen hatte, wurde den Engländern verkauft, und dieser Handel gab den Anlaß zu der berühmten Kopenhagener Expedition. Niemand als Laborie, Herrn v. Talleyrand's Figaro, konnte der Verräther seyn. Aber man wünschte Gewißheit und die näheren Umstände. In Paris lebte ein Irlander, den man für den Unterhändler hielt. Dem verschlossenen Manne war nichts, weder durch Furcht noch Hoffnung, abzulocken. Nur wurde herausgebracht, daß er äußerst bigot sey. Plötzlich ward er krank, und zwar so, daß er der letzten Delung bedurfte. Der Priester erscheint, ein strenger, gottesfürchtiger Mann, der durchwühlt ihm das Gewissen. Mein Irlander beichtet treulich und haarklein Alles, was die Polizei zu wissen wünscht. Wer war der Beichtvater? Demarest, Chef der eigentlich Buonaparte'schen Leibpolizei, hatte sich in einen Priesterrock geworfen und die geistliche Farce gespielt. Die letzte Delung gereichte dem Kranken, wie das bisweilen geschieht, zur Genesung. Demarest lebt jetzt, wie der Erzpion Schulmeister, der große Landgüter besitzt und noch neulich erst die von Boulay de la Meurthe gekauft hat, der schönen Natur. Der Uebergang aus einer Polizei-Anstalt in die schöne Natur muß, anfangs wenigstens, für den abgedankten Inquisitor etwas recht Unheimliches haben. In Demarest hatte Buonaparte ein ganz für den scheußlichen Beruf geschaffenes Talent gefunden. Man erzählt Wunderdinge von seiner Spürkraft. Er war im Stande, einen Monat lang über einer Brief-Kuffschrist zu brüten, um die Hand, der sie angehörte, ausfindig zu machen. Sein Kabinet besaß eine Sammlung von vier Millionen verschiedener Handschriften, nach Ländern, Departementen, Distrikten, Städten u. s. w. sorgfältig geordnet und in Cartons vertheilt. Diesen Schatz hat, auf Befehl des Königs, das Mißgeschick der Alexandrinischen Bibliothek betroffen. Welch ein Verlust! Man muß gestehen, daß Buonaparte ungeheure Anstalten und Bemühungen aufgeboden hat, um Frankreich in seine alten Grenzen zurück und sich selbst auf den Feld von Helena zu bringen. Die Titulaturen haben im vorigen Jahre 400,000 Fr. (Taschengelder für den Kanzler) eingetragen, ein Beweis, daß dergleichen noch ziemlich stark gesucht wird; indes scheint es gar nicht guter Ton, sich derselben viel im Umgange zu bedienen.“

Das Jahr 1820 brachte die Unthat Louvel's und in Folge derselben die Entlassung de Cazes' und die Rückkehr zu den konservativen Grundsätzen des Herzogs v. Richelieu. Wir lassen aus diesem Zeitraume zwei Briefe folgen:

„18. Februar 1820.

„Kennen Sie, mein Theurer, ein bejammernswertheres Geschlecht als das der Bourbonen? Wie dieses, hat noch keins geblutet! Seit dreißig Jahren umschleicht ein höllischer Würgengel das königl. Haus. Er scheint des Mordens nicht müde zu werden. Welches menschliche Gemüth, in dem noch einige Empfindung, hebt nicht vor Wehmuth und Entsetzen bei dem Anblick eines so schauerhaften, unverföhnlichen Schicksals, das, je grausamer es sich zeigt, desto mehr die Lage derer verschlimmert, welche es zur Rache aufzufordern scheint. Abgesehen von dem beweinten Opfer der unseligen Nacht und der dem Vater, der Gemahlin, dem Stamme geschlagenen Wunde, ist die gräßliche That auch in ihren möglichen politischen Folgen ein fürchtbares Ereigniß. Sie erinnern sich, daß ich den Angriff auf das Wahlfesetz gleich anfangs für ein äußerst mißliches Bagdück hielt. Durch das Zaudern des Ministeriums mußte die Gefahr nur höher steigen. Meines Theils begreife ich nicht, wie es sich vor dem Tribunale des gesunden Menschenverstandes rechtfertigt. Parre man einer Gelegenheit, die Begriffe zu verwirren? Hätte man den verhassten Abänderungsplan jetzt nicht wenigstens noch fernere verschoben sollen,

da ein neuer Gährungsstoff in die Masse gekommen? Das Ministerium wird beschuldigt, aus der Bestürzung Vortheil und nur für sich allein schöpfen zu wollen. Was die Royalisten beabsichtigen, haben Claussel de Caussergues, das Drapeau blanc und einige Straßenredner ausgesprochen. Zuerst möchten sie dem Könige die Entfernung des Grafen de Cazes abnötigen. Diesen Plan unterstützt aus allen Kräften der Bufenfreund des Ministers, Sr. Vasquier. Andererseits steht zu vermuten, daß die Antibourbonisten gegen die Gefahr zusammentreten, von der sie sich bedroht sehen. Zuverlässig sind Truppen nach Paris beordert. In wie weit der Hof sich auf sie verlassen könne, ist schwer zu bestimmen. Vorgestern war von drei Lagern die Rede, einem bei Lyon; gestern lauteten die Gerüchte anders. Die Mittel zu einem royalistischen Coup d'état sind nicht leicht zu sammeln. Unterdeß ist bereits eine Art von terreur im Werden. Das Palais Royal ist Zeuge gewesen von Auftritten, die eine weit schlimmere Zukunft verkünden. Proscriptionen, Bürgerkrieg und sicilianische Vespere, wenn sich die auswärtigen Mächte in den Handel mischen, da haben Sie die gräßlichen Aussichten, welche sich darbieten. Man spricht von einer Mittelpartei, die, mit Englands Einverständnis, Absicht hege, den Herzog von Orleans hongré, malgré, auf den Thron zu schleudern. Das Journal der Polizei, Journal de Paris, verbreitete am frühen Morgen der begangenen That, und mittelst rüstiger Jungen durchlief das Gerücht die Stadt: Der Mörder habe aus Privattraße gehandelt. Es sollte mich nicht wundern, wenn dies die erste Nachricht wäre, welche Eshafetten ins Ausland getragen. Vielleicht wünschte die Polizei dem Eindrucke vorzubeugen, den die Aeußerungen des Mörders in einem gewissen Sinne aufs Volk machen konnten, das übrigens wenig oder keine Trauer zeigte. Seitdem der Leichnam ausgestellt ist, fängt es an, Beileid zu empfinden. Was Louvel in dem ersten Verhöre ausagt, wiederholen die folgenden: ihn habe kein anderer Antrieb geleitet, als die Absicht, den Stamm der Bourbons auszurotten, den er als Unglück Frankreichs betrachte, und wenn er gestochen, so sey es, um sich für den König und die übrigen Glieder des Hauses zu sparen. In der Passage Colbert sollen sieben bis acht Kerle zu seiner Rettung gelauert haben, deren Hälfte nur durch die zufällige Zwischenkunft eines tüchtigen jungen Burschen von 19 Jahren, Kaffeebedieners in dem Hause Hardy, vereitelt worden. Zusammenhang mit Verschworenen wird schwer auszumitteln seyn, wenn, wie es scheint, der Bösewicht ein entschiedener Fanatiker ist. Er zeigt unerschütterliche Ruhe, Kälte, Besonnenheit, und nur in den Augen bemerkt man ein verdächtiges Blinzeln, wie man häufig bei Tollhäuslern und ich bei Buonaparte wahrgenommen. Der Gastwirth, den er gewöhnlich besuchte, erzählt, daß Louvel, ungefähr 38 bis 40 Jahre alt, sich einsam hielt und von allem Gespräche entfernt, nur Wasser trank und, wiewohl er täglich vier bis fünf Francs verdiente, Morgens nie mehr als zehn Sols und Mittags zwölf verzehrte. Als der Minister des Innern ihn frug: „wem er sich anvertraut“, erwiderte er: „Das ist keine Frage eines Mannes von Geist. Jeder meiner Kameraden hätte mich um eine Flasche Wein verrathen.“ Mde. de Cazes und Fr. v. St. Aulaire, die sich in einem Zimmer befanden, durch das er geführt wurde, nahmen, von seiner Gelassenheit getäuscht, einen der Officiers de paix, die ihn begleiteten, für den Verbrecher. Der Herzog von Berry ist auf eben der Matratze gestorben, die zu Eperbourg, bei seiner Rückkehr nach Frankreich, ihm zum ersten Nachtlager diente, indem der Eigenthümer, der damals Directeur des douanes, jetzt Secrétaire de l'opéra. Man rühmt die Selbstbeherrschung, womit sich der König benahm. Se. Majestät erschien sehr spät, weil man ein Komplott gefürchtet hatte und in einem solchen Falle die Fürsten einer nach dem anderen in die Schlinge gerathen wären. Der Herzogin hatte die Oper, die ihr zu Ehren gegeben wurde, außerordentliche Freude gemacht. Sie war rosenfarben gekleidet, als ihren unglücklichen Gemahl der tödtliche Streich traf, der sie selbst mit Blut bedeckte. Dem Ansehen nach schwächlich, bewies sie sich während der letzten Augenblicke ihres sterbenden Gemahls einen Engel der Stärke. Man bezweifelt ihre Schwangerschaft, da sie noch Freitag oder Sonnabend auf dem Balle des Grafen Greßlühn getanzt hat. Auf diesem Balle erschien der Herzog von Fitzjames als Père Sournais des petites Danaïdes, und theilte Dolche aus von Zucker. Die Herzogin, die einen dieser Dolche annehmen mußte, that es mit sichtbarern Grauen. Sie will in ihre Heimat. Das rath ihr ein wohlwollender Genius. Wir kennen die Natur des Fanatismus zur Genüge, um uns seine Ausbrüche zu erklären. Die Handlung des Mörders kann ein isolirtes Faktum seyn, das mit weiter nichts als einer Summe von Meinung zusammenhängt, seine Wuth kann aber auch, ihm selber unbewußt, von Anderen absichtlich angefaßt worden seyn. Wie wäre sonst zu erklären, daß oft dunkle Gerüchte, dumpfe Sagen von etwas bevorstehendem Unbekanntem, Erscheinungen vorausgehen, die vernünftigerweise keine menschliche Seele ahnen kann? Mich hat das Ereigniß, ich gestehe es, auf das heftigste und um so mehr erschüttert, als es mir der Anfang einer neuen, langen Reihe von Jammer und Drangsalen scheint. Ich bin mit einem zu weichen Herzen und einer zu unbeflecklichen Vernunft in ein Zeitalter von Parteiwuth und Zerstörungen gerathen, und nach Allem, was ich erfahren und beobachtet habe, vergütigt kein gewaltiger Umwurf zum Bessern dem Zeitalter, das ihn unternimmt, die Gräuel und Frevel, welche solch ein Umwurf unvermeidlich nach sich zieht. Doch ich will Sie mit meiner düsteren Phantasie verschonen.“

„25. Februar 1820.“

... „Die Verabschiedung des Grafen, jetzt Herzogs, wird mit folgenden Umständen erzählt. Der Herzog von Berry lebte noch und die Herzogin kniete vor dem Lager des Sterbenden, als Fr. de Cazes ins Zimmer trat. Von jeher gegen ihn eingenommen, sprang sie heftig auf mit den Worten, die

er hören konnte: „Ah! le scélérat!“ Sehr mißfällig war dem Könige dieses Benehmen, als man ihn davon benachrichtigte. Zu St. Cloud warf sich die Herzogin Sr. Majestät zu Füßen, doch vergebens, die Entfernung des Ministers fordernd. Andere Stürme, der insbesondere einiger Pairs, wurden kräftig abgeschlagen. Endlich drohte Monsieur, mit dem Ueberrest seiner Familie Frankreich zu verlassen. Diese Wendung machte starken Eindruck. „Ich habe nur zwei Freunde“, erwiderte der königliche Bruder dem Grafen Artois, „de Cazes und Richelieu; sehen Sie, ob Sie den Herzog bewegen können, mir ein Opfer zu bringen.“ Monsieur ließ sich das nicht zweimal sagen; er eilte zum Herzoge; die Hauptsache war, des Günstlings los zu werden. Graf Artois, höchst liebender Vater, hat dieses ganz vorzüglich in der Todesnacht des Herzogs von Berry bewiesen. Er begab sich in Person zu Dupuytren, und als dieser Arzt, überrascht, betroffen, seine Kleidungsstücke nicht geschwind genug zusammenfand, reichte ihm Graf Artois seinen eigenen Ueberrock vom Leibe. Dem Herzoge von Berry, der den Besuch des Herzogs von Orleans ungern anzunehmen schien, sagte der Graf: „Mon fils, il a le droit de venir et la religion vous commande de le voir.“ Im ersten Birrwar wurde der verwundete Prinz in das Wohnzimmer seiner Loge getragen, wo er die Musik des Ballets hörte, das man aus Polzeirückfichten nicht zu unterbrechen wagte. Durch eine Besonderheit der Wunde geschah es, daß das Blut nur rückweise spritzen konnte, sonst hätte, nach dem Urtheil der Aerzte, der Herzog die Verletzung keine 2 Stunden überlebt. Der Dolch, womit die That geschehen, ist eine nadelspitz zulaufende Feile, am Griffe ungefähr zwei Finger breit. Sie wurde bis an den Griff in die Brust gestochen. Mit einer Art von Selbstgefälligkeit soll der Bösewicht erzählen, daß er seinen Mordstahl zu La Rochelle von einem Manne ganz entgegengesetzter Denkungsart verfertigen ließ, dem er glauben machte, es sey eine Verfeinerung der Sattlerkünste.

Nach dem Zeugnisse des Hrn. Dupuytren und so vieler anderen Personen, die bei dem Tode des Herzogs von Berry zugegen waren, hat dieser unglückliche Fürst, während seiner langen Agonie auch nicht einen Augenblick von Schwäche gezeigt, sondern ist mit wahren Heldenmuth gestorben. Es ist gewiß, daß er den Mörder vor sich kommen ließ, um zu vernehmen, ob ihn irgend eine persönliche Kränkung zum Verbrechen getrieben. Die verneinende Antwort gewährte ihm Beruhigung, und er sehnte sich laut, den König kommen zu sehen, um die Begnadigung des Sünders zu erbitten. Der Herzog war sehr jähzornig, aber ein über alle Massen gutmüthiges Herz. Die Weiber hat er sehr geliebt; er hinterläßt mehrere Kinder, von Virginte einen Sohn, und von seiner ersten Gemahlin, einer Engländerin, bereits mit Tode abgegangen, zwei Töchter, die er holen ließ, der Herzogin von Berry empfahl und die wie eigene Kinder zu erziehen Ihre königl. Hoheit gelobte. Auf die erste Nachricht von dem Mordstreich warf sich die Herzogin von Angoulême in das erste beste Kariolet, um zum Opernhause zu eilen. Graf Greßlühn ist aus Gram über den Tod des Herzogs von Berry gestorben. Einige Tage vor seinem Balle soll ihm Nachricht geworden seyn, daß dem Herzoge Gefahr drohe. Er ließ daher zur Sicherheit eine besondere Auffahrt einrichten und wich, als der Herzog das Fest besuchte, ihm keinen Augenblick von der Seite. Man versichert, Louvel habe in der That an dem Hauptthore gelauert. Dem Herzoge von Fitzjames werden jetzt öffentliche Vorwürfe gemacht über seinen wirklich sehr ungeschicklichen, auf dem Greßlühnschen Balle getriebenen Dolchspieß. Zeitungen und Gerüchte sprechen von mehreren Verhaftungen, ob veranlaßt durch Offenbarungen oder durch Argwohn, weiß ich nicht. Der berühmte Graf von St. Simon soll ebenfalls eingezogen seyn. Dieser gehört meines Erachtens schon seit lange ins Tollhaus. Daß er konspirirt habe, glaube ich nicht. Das Leichenbegängniß des Herzogs von Berry sah ich aus dem Ladenfenster eines Bäckers. Ganz nahe unter mir stand ein Dienstmädchen. Bei dem Anblick des Leichenwagens, über dem eine ferde Gruppe silberner Engel eine Krone tragend schwebte, und der ziemlich allgemeine Nahrung hervorbrachte, rief diese Person: „Warum zeigt man uns nicht die entblößte Wunde, warum führt man den Mörder nicht gekettet hinter dem Wagen her, der Eindruck würde noch ganz anders seyn.“ Ein Staatsmann hätte so was veranstaltet, ein bloßer Ceremonienmeister befolgt den gewöhnlichen Schlenbrian, und so vermist man unter dem Gepränge, das dem Volke Schauspiel, meistens die Betrübniß.“

Geschichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Fortsetzung.)

Endlich führen wir zwei Fälle an, wo die Wachsamkeit des Hundes sich bis zur Prophezeiungsgabe steigert. Ein Hund Heinrich's III. von Frankreich zeigte die größte Wuth gegen den Königsmörder Clement, als er zu der Audienz kam, in der er seinen König tödtete, und konnte nur mit Mühe in einem anstößenden Zimmer zurückgehalten werden. Doch hier mag nur das ungewöhnliche Aussehen des Königs die Wuth des Hundes erregt haben. Aber es giebt einen gleich berühmten Fall, wo ein englischer Bullenbeißer, der nie die Wille seines Herrn auf sich gezogen, ihm eines Nachts in sein Bett folgte und, obgleich mehrere Male zurückgewiesen, sich nicht eher zur Ruhe gab, als bis er bleiben durfte. In derselben Nacht trat ein italienischer Bedienter in seines Herrn Zimmer mit der Absicht, ihn zu morden, und wurde daran nur durch die treue Schildwache verhindert, die ihn zu Boden riß. Die Lösung dieses Phänomens ist entweder in dem scharfen Blick des Hundes zu suchen, vermöge dessen er Umstände bemerkt, die unserm Auge entgehen, oder in einer

Konjektur des Herrn Blaze, daß von dem Körper eines Menschen, der ein Verbrechen im Schilde führt, ein eigenthümlicher Geruch ausströmt.

Daß der Hund der beste Wächter des Eigenthums ist, weiß Jeder; aber er bewacht es nicht bloß, er versteht es auch, es wiederzuschaffen, wenn es verloren gegangen ist. Eine Dame in Bath fand ihren Weg durch einen fremden Bullenbeißer versperrt, der sie zwang, umzukehren, und sie an den Ort führte, wo sie einen Shawl hatte fallen lassen, den er kaum in ihren Händen sah, als er davonlief. Herr Bell in seiner Geschichte der britischen vierfüßigen Thiere erzählt, daß ein Freund von ihm eines Morgens, als er im Begriff war, auszugehen, einen Louisd'or fallen ließ. Als er des Abends nach Hause kam, hörte er von seinem Diener, daß der Hund krank geworden und nichts essen wolle; „was aber besonders auffiel“, sagt Herr Bell, „ist, daß er sich das Futter durchaus nicht wollte nehmen lassen, sondern mit der Nase dicht an dem Gefäß lag, ohne es zu berühren. Als mein Freund ins Zimmer trat, sprang er sogleich auf, legte ihm das Geld zu Füßen und fing an, mit großer Eile seine Nahrung zu verschlingen.“

Bei den älteren Schriftstellern scheint kein Mitglied der Hundefamilie mehr Erstaunen erregt zu haben, als die Hunde der blinden Bettler. Montaigne sagt von diesen: „Ich habe bemerkt, wie sie an gewissen Thüren stehen bleiben, wo sie gewohnt sind, Almosen zu empfangen, wie sie die Begegnung von Kutschen und Wagen vermeiden, selbst in Fällen, wo sie genug Raum hatten, um vorüberzukommen, und ich sah sie an dem Graben einer befestigten Stadt einen ebenen und gebahnten Weg verlassen und einen schlechteren betreten, um nur ihren Herrn fern vom Graben zu halten. Wie hätte ein Mensch diesem Hunde beibringen können, daß es seine Pflicht sey, nur auf seines Herrn Sicherheit zu sehen und darüber seine eigene Bequemlichkeit aus den Augen zu setzen? Und wie kam er, außer auf dem Wege des Schließens, zu der Erkenntniß, daß der Weg für ihn breit genug war, aber nicht für den Blinden?“ Merkwürdig ist es auch, daß, wenn der Hund ein Leichenbegängniß oder eine andere Versammlung in einer benachbarten Straße bemerkt, bei der sein Herr gute Geschäfte machen kann, er sofort den gewohnten Weg verläßt, um die Menge aufzusuchen. Herr Blaze sah den Hund eines verstorbenen Bettlers, der das Gewerbe zu seinem eigenen Unterhalt fortsetzte. Er legte einen Sou in sein Blech, und sofort lief der Hund nach einem Bäckerladen und kaufte sich eine Semmel.

Edwin Landseer nannte den Neufundländer „ein ausgezeichnetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft“. Das Element desselben ist Wasser, und sein Geschäft, diejenigen zu retten, die darin nicht so zu Hause sind als er. Er treibt sogar diese Neigung zuweilen bis zum Lächerlichen. In Paris war ein Neufundländer, der keinen Menschen baden ließ. Er spazierte längs der Seine-Ufer, stürzte den Schwimmern nach und belästigte sie mit seiner Hülfe. So lange man ihn frei herumgehen ließ, konnte Niemand ein Bad genießen, ohne mit Gewalt ans Land zurückgeschleppt zu werden. Daher bedarf sein Eifer keines Sporns, wenn eine wirkliche Gefahr da ist. Auch ist dieser Trieb kein bloß mechanischer. Er hat in manchen Fällen Hülfe herbeigerufen, wenn seine eigenen Bemühungen nicht ausreichten, oder wenn Niemand da war, den Gegenstand seiner Sorge ins Leben zu rufen. Er rechnet bei seinen Anstrengungen sein Leben für nichts. Er macht den Versuch, von einem sinkenden Schiff einen Strick ans Land zu bringen, obwohl die See in einem solchen Grade tobt, daß er kaum der Fluth widerstehen kann.

Wenige Umstände der Odysee sind mehr bewundert worden, als die Wiedererkennung des Ulysses durch seinen treuen Argus nach einer zwanzigjährigen Trennung. Homer beschreibt dieselbe als augenblicklich. Walter Scott, indem er die Aufnahme Morton's durch seinen Hühnerhund berichtet, stellt sie, wie es scheint, mit größerer Natürlichkeit, als allmählig dar. Zuerst bellt ihn das Thier wie einen Fremden an, und erst nach vielem Schnuppern und Untersuchen beginnt er seine Kapriolen und Sprünge. Wie der Hund seinem Herrn im Leben ergeben ist, so betrauert er ihn im Tode. Es giebt wenige Schlachtfelder, wo man ihn nicht an der Seite eines gefallenen Herrn wachen und winseln sieht. Wordsworth hat ein Gedicht der Treue eines Thiers gewidmet, das man über dem Skelett eines Reisenden wimmernd fand, welcher drei Monate vorher in den Gebirgen von Cumberland umgekommen war. Noch rührender ist das Schicksal eines Hundes aus den Annalen der Schreckenszeit. Er gehörte einem Beamten, der ins Gefängniß geworfen wurde. Da man ihn nicht in den Kerker einließ, so wartete er am Gefängnißthor, bis er sich die Liebe des Schließers erworben. Nachdem er jede Nacht hinausgebracht worden, kehrte er jeden Morgen zurück. Er begleitete seinen Herrn durch die traurigen Scenen des Verhörs und Todes bis zum Begräbnißplatz. Nach Verlauf von drei Monaten weigerte er sich, zu essen, und fing an, die Erde, die ihn von dem geliebten Wesen trennte, aufzugraben. Je näher er dem Körper kam, desto mehr nahmen seine Kräfte ab; er schrie während seiner Bemühungen, das Geschäft zu vollenden, und verschied endlich mitten in seinen krampfhaften Anstrengungen.

Man hat vielfach zu beweisen versucht, daß der Hund selbst das gewöhnliche Gespräch zwischen einem Menschen und dem anderen zu verstehen fähig ist. Gall erklärt, er habe oft absichtlich von Dingen gesprochen, die seinen Hund interessiren mochten, ohne dabei seinen Namen zu nennen oder irgend eine Betonung oder Geberde anzubringen, die seine Aufmerksamkeit erregen mochte, und daß er gleichwohl durch sein Verhalten zeigte, daß er ihn verstanden. Lord Brougham sagt, daß eine sehr zuverlässige Person ihm erzählte, wie seine Jagdhunde aus dem, was sie hörten, erriethen, daß er am folgenden Tage nach Nottinghamshire zu gehen gedenke. Lord Brougham meint, daß der mikroskopische Blick des Hundes für Alles, was um ihn vorgeht, diese Fälle von vermeintlichem Verständniß menschlicher Sprache zu erklären vermöge,

obwohl auch dies zeige, wie viel die Thiere aus Erfahrungen lernen und wie sie aus Beobachtungen richtige Schlüsse zu ziehen im Stande sind. Wo die Worte unmittelbar an ihn gerichtet sind, da kann er aus der Wiederkehr einiger gewohnten Phrasen oder aus dem Ton und der Action, die sie begleitet, auf ihren Sinn schließen. Doch scheint es, daß er eine Vorstellung von dem Verlauf der Zeit hat. Wenn er den Sonntag von anderen Tagen unterscheidet, dies will wenig sagen, da Alles an diesem Tage eine andere Gestalt annimmt. Aber er vermag auch jeden anderen Tag der Woche zu unterscheiden. Ein Hund, der dem Bruder des Sir Thomas Wilde gehört, läuft am Sonnabend Abend fort und bleibt bis Montag früh weg, um nicht während des Sonntags angeleitet zu werden. Southey sagt in seinem Omniana, er habe einen Hund gekannt, der mit einem Katholiken aufgewachsen sey und, nachdem er an einen Protestanten verkauft worden, freitags nichts essen wollte. Sein Großvater hatte einen, der jeden Sonnabend (den Schlachttag der Woche) ein paar Meilen weit lief, um sich den Abhub an der Fleischerbude zu holen. Eine von Blaze erwähnte Bulldogge, welche auf gleichem Wege zu gehen gewohnt war, hielt eben so wohl die bestimmte Stunde als den Tag ein. Dieser Hund war immer bei Familiengebeten zugegen, und wenn das letzte Vaterunser angefangen wurde, so sprang er auf und stellte sich an die Thür, um, sobald sie geöffnet würde, herauszugehen. Wir vermuthen, daß er hier an einer kleinen Bewegung im Kreise oder an einer Veränderung im Vortrage den Moment erkannte, und nicht, wie Herr Blaze meint, an der Zahl der Paternoster. Der Hund erkennt auch Farben. Gefangene haben, nach Herrn Blaze, Briefe auf gelbem, rothem oder blauem Papier geschrieben und sie durch ihre Hunde abgeschickt, welche an der Farbe erkannten, an wen sie gerichtet waren. Es ist sicher, daß der Hund mit ein wenig Abrihtung einen vortrefflichen Boten abgiebt. Herr Kirby erwähnt in seiner Bridgewater-Abhandlung, daß einer, welcher Pakete in ein Haus zu tragen gewohnt war, sobald er seine Last abgegeben, in die Küche ging, um sich füttern zu lassen, und, wenn er fertig war, bellend am Sprachfenster erschien, um anzuzeigen, daß er zur Rückkehr bereit sey. Einige sind so weit gegangen, an der Thür zu klopfen oder die Glocke zu ziehen. Ein von Lord Brougham angeführter spanischer Schriftsteller erzählt, daß ein Freund von ihm, wenn er einen Besuch machte, seinen Hund an der Thür des Hauses zurückzulassen pflegte, und daß dann das Thier, seinem Herrn nachahmend, die Glocke zog, um eingelassen zu werden. Der Hund eines Ladenhabers, welcher während der Woche zur Hausthür heraus- und hereinlief, bediente sich am Sonntag, wenn sie geschlossen war, immer des Klopfers.

Der Hund besitzt den uns unbegreiflichen Instinkt, den er jedoch mit anderen Thieren gemein hat, sich auf einem Wege, den er nie gemacht hat, zurecht zu finden. Herr Blain erzählt von einem Hunde, der zur See von London nach Schottland geschickt wurde und dann zu Lande in die Hauptstadt zurücklief. Boidrot de Lacour, ein französischer Jagdschriftsteller, nahm einen Dachshund von Rochefort nach Paris mit, und obwohl der Hund die Reise in einem Wagen machte und auf dem ganzen Weg schlief, so lehrte er doch, als er frei war, zu seinem früheren Herrn zurück. Herr Blaze nennt diesen Instinkt einen sechsten Sinn, von dem wir uns keine Vorstellung machen können. „Die Erfahrung jedoch“, sagt er, „beweist, daß er vorhanden ist. Das Kameel führt seinen Herrn dreihundert Meilen durch den Wüstensand, wo keine Spur da ist, die es leitet. Die Taube trägt Briefe durch die pfadlose Luft. Die in Europa gebornen Zugvögel wandern nach Indien aus, und, was merkwürdig ist, sie reisen gewöhnlich ohne ihre Nester, welche die Reise früher gemacht. Das Pferd findet seinen Weg durch den Schnee, und wahrscheinlich haben alle Thiere denselben Instinkt.“ Merkwürdig ist noch folgender Fall, der von Dupont de Nemours erzählt wird in einem vor dem französischen Institut gehaltenen Vortrag. Der in Rede stehende Hund gehörte einem Stiefelpußer in Paris, dem er in seinem Gewerbe half, indem er seine Pfoten in den Schmutz tauchte und damit die Schuhe der ersten vorübergehenden Person besudelte. Wenn der Fußgänger seinen Weg fortsetzte, so beschmutzte er den folgenden; wenn er stehen blieb, um den Schaden wieder gut machen zu lassen, so verhielt der Hund sich ruhig, bis sein Herr Ruhe für einen frischen Kunden hatte, und dann begann das Geschäft aufs neue. Als ihn ein Engländer gekauft und nach London mitgenommen, so wußte er auf folgende Weise seinen Weg nach Paris zurückzufinden. Er ging in den Gasthof, wo die Kutsche, die ihn gebracht, angehalten hatte, folgte ihr nach Dover, und nachdem er in einem Paketboot nach Calais übergefahren war, folgte er wieder der Spur eines Wagens nach Paris. Die Gewohnheit der Hunde, eine Stadt eine oder zwei Stunden vor einem Erdbeben zu verlassen, die oft einem ganz besondern, unbegreiflichen Instinkt zugeschrieben wird, ist auf ganz gewöhnlichem Wege bloß aus der schärferen Sinnesthätigkeit des Hundes zu erklären. Der dumpfe Ton erreicht ihr feines Ohr, ehe ein Anderer ihn vernimmt, und scheucht sie weg. Bei unserer Beobachtung des Hundes nehmen wir zu wenig Rücksicht auf die Feinheit seiner Sinne. Diese sind so scharf, daß ein schlafender Hund weiß, ob ihn sein Herr oder ein Fremder berührt, indem er in letzterem Falle knurrt, im ersteren dagegen ruhig bleibt.

(Schluß folgt.)

England.

Metrische Uebersetzungen.

Das Sklavenschiff, von Jole.

Die See liegt glatt im Sonnenschein,
Der Himmel lächelt klar und rein.

Da spannt das Schiff die Segel auf
Und fliegt ins weite Meer hinaus.

Vor ihm die blaue Meeresfluth
Und hinter ihm die Erde ruht,
Den würzigen Hauch von süßem Duft
Trägt zu dem Schiff die laue Luft.

Da hob sich flachend manche Hand,
Als dieses Schiff verließ den Strand,
Als jeder Blick in Thränenfluth
Noch schwebend auf der Heimat ruht.

Und Keiner, der das Schiff gefehn
Das Meer durchziehn, so still und schön,
Hätt' an Tyrannen wohl gedacht,
Noch das es Sklaven trüg' als Fracht.

Die Peitsche hörte man bei Tag,
Bei Nacht den Seufzer und die Klage;
Der Armen Blut die Kett' umfloß
Die ihre Glieder fest umschloß.

Im dunklen Schiffe einer Hand,
Noch jüngst ein Fürst im eignen Land,
Den beugen Kluch und Fessel nicht,
Verachtung spricht sein Angesicht.

Und seinen Stamm ruft er herbei
Und spricht: „Noch könnt Ihr werden frei!“
Dann, kalt und rüdig, deutet er
Mit ernster Miene auf das Meer.

Ein dumpf Geräusch die nächste Nacht
Im stillen Willenschloß erwacht.
Als der Tyrann den Sklaven ruft,
Erblickt sein Aug' nur ihre Brust.

Louise v. Floennies.

Licht und Schatten.

Nach P. E. Landon.

Ich sah auf blühender Sommerau
Des schönsten Rasens Pracht,
Für Eisen-Füßchen, veilchenblau,
Schien er allein gemacht.

Und mitten einen Rosenstrauch,
An Blüth' und Knospen reich,
Der Abendwolken Purpurhauch,
War er an Schimmer gleich.

Und vor der Rose stand ich da,
Sie war so Juni-hell,
Als plötzlich ihren Schatten sah
Ich dunkel auf der Stell'.

Da dacht' ich traurig: hängt denn Nacht
Auch an der Schönheit Licht?
Ist denn der Erde höchste Pracht,
Ach, ohne Schatten nicht! —

Louise v. Floennies.

Uebersetzungen aus dem Deutschen.

I. Good night, by Joseph v. Eichendorff.

In the gold of sunset glow
The hill and eke the grove,
And the bird asks in the bough:
Shall I greet thy love?

Sweetest bird, my dearest love
In this valley doth not dwell.
But fly to the heav'n above,
And bring her my last farewell.

II. From Uhland.

My mother, thou hast watch'd mine eye,
When first it greeted life and light,
And I in turn have watched thine eye,
When it was closed in death and night.

III. From Leonce and Lena, by George Buchner.

Oh my tired feet ye must dance
In the festive show,
And you should like to rest
Deep, deep below.

Oh my burning cheeks ye must glow,
In wild delight,
And you should like to blow
As roses white.

Oh my poor eyes ye must ahue
In the festive light,
And you should like to rest
In eternal night.

Louise v. Floennies.

Mannigfaltiges.

— Hector Berlioz in Berlin. Der zweite Brief des Herrn Berlioz über seine musikalischen Erlebnisse in Berlin *) ist an Herrn Habeneck, Musik-Direktor der großen Oper von Paris, gerichtet. Er hatte zunächst über die Sing-Akademie unter Rungenhagen's und über die Militair-Musikcorps unter Wieprecht's Leitung berichten wollen, allein seine unflüchtige Anschauungs- und Darstellungsweise läßt ihn nicht dazu kommen; er spricht zuerst von den in Paris wie in Berlin zuweilen vorkommenden lauen Opern-Aufführungen an Tagen, wo die Kapellmeister zu großen Dinern eingeladen sind, einen Ball geben, oder auf die Jagd gehen: das Orchester ist dann schläfrig, die Sänger sind bei übler Laune, und die Choristinnen beschäftigen sich mit tausend Dingen, nur nicht mit der Musik. Solche Tage der Laune scheinen es gewesen zu seyn, an welchen Herr Berlioz in Berlin den „Figaro“ und den „Freischütz“ aufführen sah. Dagegen hat er es so glücklich getroffen, zwei andere Opern: „Armide“ und die „Hugenotten“, unter der Leitung Meyerbeer's zu hören, und dies giebt ihm Anlaß, die Aufführung dieser Werke in Berlin mit der unter Habeneck's Leitung in Paris zu vergleichen, wobei er nun, ohne dem Meister, an welchen er schreibt, zu nahe zu treten, das Charakteristische der deutschen Auffassungsweise sehr wohl hervorzuheben weiß. „Das große Orchester“, sagt er, „mit seinen 28 Violinen und seinen verdoppelten Blas-Instrumenten, der große Chor mit seinen 120 Stimmen waren auf ihrem Platz und Meyerbeer an ihrer Spitze. Ich hatte lebhaft gewünscht, ihn einmal dirigiren zu sehen, und besonders, ihn sein Werk dirigiren zu sehen. Er entledigt sich dieser Aufgabe, als beschäftigte er sich schon seit zwanzig Jahren damit; das Orchester ist förmlich in seiner Hand, und er macht damit, was er will.“ Nicht minderes Lob wird der ganzen Inszenirung, so wie dem wahrhaft historisch gehaltenen Saint-Bris des Herrn Bötticher, gespendet. Zu bedauern ist nur, daß sich Herr Berlioz in seinem Unmuth gegen Madame Schröder-Devrient, dem unstreitig irgend ein persönliches Motiv zum Grunde liegt, wieder so weit hinreißen läßt, daß er in ihrer Darstellung der Valentine, die unstreitig zu ihren Glanzrollen gehört, nichts weiter als das Bestreben der Sängerin erblickt, sich selber, zum Nachtheil aller Mitspielenden und des Werkes selbst, der Aufmerksamkeit des Publikums aufzubringen. Wir würden eine Ungerechtigkeit gegen die geschätzte Künstlerin begehen, wenn wir dieses Urtheil über sie, das mehr als den dritten Theil des Feuilletons im Journal des Débats einnimmt, in deutsche Worte übertragen wollten. — Die Aufführung der Armide erschien Herrn Berlioz, eben so wie die Theilnahme, mit der sie vom Publikum begleitet wurde, des Werkes würdig. Von Mlle. Marr, welche die Hauptrolle gab, sagt er: „Sie schien mir edel und leidenschaftlich, aber ein wenig niedergedrückt von der Last des epischen Charakters. Es genügt in der That nicht, wahres Talent zu besitzen, um die Frauen Gluck's treu wiederzugeben; wie für die Frauen Shakspeare's, bedarf es für sie so hoher Eigenschaften der Seele, des Herzens, der Stimme, der Physiognomie, der Stellungen, daß es wohl keine Uebertreibung ist, zu sagen, diese Rollen verlangen außer der Schönheit auch Genie.“

— Pascal über die Liebe. Wir haben bereits in diesen Blättern erwähnt, daß sich Herr Victor Cousin mit einer neuen Ausgabe der Pensées von Pascal beschäftigt. Interessant ist ein Fund, den bei dieser Gelegenheit der gelehrte Minister und Professor gemacht, nämlich einer von Pascal herrührenden Abhandlung über die Leidenschaft der Liebe (Discours sur les passions de l'amour), welche der ernste religiöse Mann um das Jahr 1653 abgefaßt hat. In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes theilt Cousin diese sowohl durch edle Gedanken als durch würdige Sprache sich auszeichnende Abhandlung mit, wobei er bemerkt: „Von allen Entdeckungen, die ich in neuester Zeit über Pascal machen konnte, war diese die unerwartetste. Denn was ist ihr Gegenstand? Die Liebe. Ja, die Liebe, und zwar nicht die göttliche Liebe, sondern die menschliche Liebe mit ihrem Gefolge von Größe und Schmerz, Erhabenem und Sinnlichem, wie sie zumal zu Körper und Seele spricht. Sie hat ihm eine Abhandlung eingegeben von sehr mäßigem Platonismus, geschrieben mit der anständigen Freiheit eines Philosophen und eines Weltmannes, und mit jener Kenntniß des menschlichen Herzens, die sich nicht aus Büchern schöpfen läßt. Noch mehr; dieses seltsame Werk enthält selbst Liebestregeln, allerdings sehr verschieden von denjenigen Doid's, doch immerhin solche, die selbst in ihrer Zartheit keine mittelmäßige Erfahrung zu erkennen geben. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber in mehr als einer Stelle dünkt mich, ich fühle noch die Schläge eines bewegten Herzens, und in der keuschen und innigen Empfindung, mit welcher der Verfasser den geheimnißvollen Zauber dessen malt, was er eine hohe Freundschaft nennt, glaube ich das unwillkürliche Echo und die mysteriöse Offenbarung einer Reizung zu vernehmen, welche Pascal für eine Person der großen Welt gefühlt zu haben scheint. So spricht man von einem besonderen Gefühl nicht, wenn man es nicht im Herzen trägt. Daß ein Mann wie Pascal zum bloßen Zeitvertreib, oder um den Schöngest zu spielen, eine Abhandlung über die Liebe geschrieben haben sollte, ist nicht denkbar. Pascal schrieb nie anders als unter der Herrschaft eines unwiderstehlichen Gefühls, von der er sich erleichterte, indem er ihr Form und Ausdruck gab.“

*) Vgl. Nr. 124 des Magazins.